

ABIGAIL JOHNSON

Even if I fall

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Michaela Kolodziejczok

dtv



Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2019 Abigail Johnson

Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›Even If I Fall‹,
2019 erschienen bei Inkyard Press.

This edition is published by arrangement with Harlequin Books S.A.

This is a work of fiction. Names, characters, places and incidents
are either the product of the author's imagination or are used fictitiously,
and any resemblance to actual persons, living or dead, business
establishments, events or locales is entirely coincidental.

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2024 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur
mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Daniela Hofner und Lisa Höfner |
buxdesign, München

Umschlagmotiv: Marc Tran / stocksy.com; Pixel-Shot / Adobe Stock
Gesetzt aus der Plantin

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-74114-9

*Für Sam Johnson, den besten großen Bruder,
den man sich wünschen kann.*

Kapitel 1



Der Wagen ruckt vorwärts und federt wieder zurück, Maggie und ich schaukeln mit der Bewegung mit, dann säuft der Motor ab. Schon wieder. Mit geblähten Nasenflügeln grabe ich meine hellblau lackierten Fingernägel ins Lenkrad. So ruhig wie möglich ziehe ich den Schlüssel aus dem Zündschloss, lasse das Fenster herunter und schleudere das ganze Bund hinaus auf die Graswiese neben der Boyer Road, nur einen Steinwurf entfernt von der lang gezogenen geschotterten Zufahrt zu unserem Haus.

»Geht's dir jetzt besser?« Maggies ausdruckslose Miene hinter ihrer verspiegelten Sonnenbrille macht deutlich, dass es sich um eine rhetorische Frage handelt. Mein linkes Auge zuckt. Ich versuche meinen Kiefer zu entspannen und streiche mir eine Strähne meines noch nicht ganz schulterlangen braunen Haares hinters Ohr, aber mein Spiegelbild verändert sich kaum. Die Fenster stehen offen und die Klimaanlage ist jetzt aus, sodass sich die saunamäßige Junihitze, die in der prallen Mittagssonne ihren Spitzenwert erreicht, nicht ignorieren lässt. Es ist die Art von Hitze und Schwüle, die mir jeden Tropfen Feuchtigkeit – und Zuversicht – aus dem Körper saugt und mich schlaff und schwer in der flirrenden Nachmittagsluft zurücklässt.

»Das ist ein böses Auto und es hasst mich.«

»Nein, Daphne doch nicht.« Meine Freundin und selbst

ernannte Fahrlehrerin tätschelt zärtlich das Armaturenbrett.

»Warum habe ich ihr eigentlich einen so niedlichen Namen gegeben?« Ich beäuge Daphne, aka den marineblauen Camaro aus der Hölle. Ich besitze mein erstes eigenes Auto jetzt seit drei Tagen, aber ich bin nicht halb so viele Kilometer damit gefahren. »Ich sollte sie besser Isebel, nach der aus der Bibel, nennen.«

»Nenn sie, wie du willst, aber du musst trotzdem lernen mit Schaltung zu fahren.«

»Das versuch ich ja.« Ich beuge mich vor und brülle direkt ins Lüftungsgitter: »Ich werde dich nett behandeln, wenn du endlich damit aufhörst, ständig abzusaufen!«

»Du nimmst den Fuß zu früh von der Kupplung.«

»Ich weiß.« Frustriert lasse ich mich zurück in den Sitz fallen.

»Dann hör doch einfach auf damit.«

Ich kann das Grinsen in Maggies Stimme hören, ohne sie ansehen zu müssen. Oh ja, sie genießt das hier! »Du hast gesagt, es macht Spaß, zu lernen, wie man einen Schaltwagen fährt. Und dass ich es in einer Stunde voll draufhätte. Aber wir sind jetzt schon den ganzen Morgen am Üben und ich werde eher immer schlechter.«

»Ohne Schlüssel kannst du schon mal definitiv nicht besser werden, Brooke.«

Laut seufzend öffne ich die Autotür und trete an den Rand der einspurigen Schotterstraße. Der Saum meines ausgebleichen blauen Sommerkleids streift die Spitzen der hohen Wildgräser, während ich das Feld absuche. Zum Glück hängen meine Schlüssel an einem Band mit einem großen albernen Plüschanhänger in Form eines Schlittschuhs – ein Ge-

schenk von Maggie zum neuen Auto. Es ist also nicht schwer, sie zu finden.

»Wer hat jetzt einen blöden Schlüsselanhänger?« Maggie ist halb über die Mittelkonsole geklettert und lehnt mit verschränkten Armen am offenen Fahrerfenster.

»Blöd habe ich nie gesagt. Sondern *interessant*.«

Maggie prustet laut los. »Du bist immer so *wahnsinnig* höflich. Ist das eigentlich ein West-Texas-Ding oder ein Covington-Ding?«

»Hast du Angst, dich anzustecken?« Ich lege gespielt besorgt die Stirn in Falten.

Maggie zieht den Ausschnitt ihres wassermelonenfarbenen Shirts bis ans Kinn hoch und krümmt die Schultern. »Wehe, ich warne dich! Falls ich jetzt plötzlich zu irgendwem *Ma'am* sage, ziehe ich auf der Stelle zurück nach L.A.«

»Es hat nichts mit meiner Herkunft oder Familie zu tun, dass ich nicht grundlos grob sein will.« Ich blicke auf Daphne. »Das gilt allerdings nur für Menschen, nicht für Autos.« Ein Lächeln kriecht auf mein Gesicht. »Hey, vielleicht liegt's ja gar nicht an mir, sondern an *ihr*?«

Maggie zieht eine Augenbraue hoch – oder wenigstens glaube ich das. Es ist schwer zu sagen, weil die Hälfte ihres kleinen Gesichts von der großen Pilotensonnenbrille verdeckt ist. Sie pflückt mir die Schlüssel aus der Hand und rutscht ganz auf den Fahrersitz. Eine Sekunde später bin ich in eine dichte Staubwolke gehüllt, während Maggie mit Vollgas die Straße runterbrettert, nach ein paar Hundert Metern einen actionfilmreifen U-Turn vollführt und zurückkommt.

Mit einem breiten Grinsen hält sie neben mir an.

»Also, am Auto liegt's wohl nicht.«

»Das ist unfair. Hast du nicht erzählt, dein Vater ist professioneller Stuntfahrer?«

»Professioneller Stuntfahrer, professioneller Lügner und Fremdgeher. Er ist ein Mann mit vielen Talenten.«

»Sorry«, sage ich. Es kommt mir so vor, als würde ich Maggie schon mein ganzes Leben lang kennen statt erst ein paar Wochen. Deshalb vergesse ich ständig, dass es noch viele Dinge gibt, die sie mir noch nicht erzählt hat.

Maggie wedelt meine Entschuldigung beiseite und schiebt ihre Sonnenbrille nach oben in ihr rosa getöntes Haar, das perfekt zu ihrem Eyeliner passt. Jetzt zieht sie unverkennbar die Augenbrauen hoch. »Und apropos unfair ... Frag mich mal, wie es sich anfühlt, dir bei fünffachen Salzmolch-Sprüngen zuzusehen, während ich mit Ach und Krach rückwärtsfahre.«

»Salchow-Sprünge und das war nur ein doppelter. Außerdem wirst du immer besser.«

»Sagt das Mädchen, das von meiner Mutter dafür bezahlt wird, meine Freundin zu sein.«

»Sie bezahlt mich für Eislaufstunden«, stelle ich richtig. Obwohl ich auch das Geld dringend benötige – wir wohnen etwas außerhalb und Benzin fürs Rumfahren ist teuer –, hatte ich wohl vor allem jemanden gebraucht, der auf meinen Anblick nicht mit Mitleid oder Abscheu reagiert. »Außerdem sind wir uns bestimmt einig, dass momentan eher du diejenige bist, die für diese Freundschaft bezahlt.« Ich beobachte, wie Maggie ihren Nacken massiert. Schon seit Stunden rüttele ich uns in der Bemühung durch, Daphne zu bändigen.

Maggie versucht ein Lächeln zu unterdrücken. »Meine

Mom hätte dir locker auch das Doppelte bezahlt. Sie ist überzeugt davon, dass ich zur Einsiedlerin mutiere, die ausschließlich mit ihrer Kamera spricht, während sie Youtube-Tutorials dreht. Sie findet natürlich nur meine koreanischen Beauty-Videos gut, aber ich bin eben auch halbe Amerikanerin. Na ja, ich bin jedenfalls froh, dass die erste Person, die ich kennengelernt habe, abseits der Eishalle genauso toll ist wie auf dem Eis. Eine Sache weniger, wegen der meine Mom mich nerven kann, stimmt's?»

Ich stimme ihr zu und ignoriere das ungute Gefühl in meiner Magengrube, als sie die Fahrertür für mich öffnet und zurück auf den Beifahrersitz rutscht.

»Okay, genug gelabert«, sagt Maggie. »Das Motorabwürgen passiert jedem, der lernt einen Schaltwagen zu fahren. Finde dich damit ab und setz dich wieder ins Auto!«

Noch bevor mein Hintern den Sitz berührt, packe ich den Schaltknüppel so fest wie einen Bullen, der mich abwerfen will. Nicht dass ich je auf einem Bullen geritten wäre – wir leben zwar im sogenannten Rinderland, aber die vielen Hektar weite Landschaft, auf der unser Familienfarmhaus steht, sind rein dekorativer Natur. Im Vergleich zu meinem jetzigen Vorhaben ist die Vorstellung, auf einem Bullen zu reiten, allerdings gar nicht mehr so schlimm.

»Erinnerst du dich noch an die wichtigste Regel beim Fahren mit Gangschaltung?«

Ich nicke und schnalle mich an. »Kupplung und Gas nicht verwechseln.«

»Nein, die nicht – Autos können Angst spüren.«

Ich blicke langsam zu meiner Freundin rüber. Sie grinst.

»Überlegst du etwa gerade mich in den Busen zu kneifen?«, fragt sie.

Das unfreiwillige Grinsen auf meinem Gesicht verrät mich.

»Tja, Pech gehabt!« Mit einem noch breiteren Grinsen streckt mir Maggie ihre Brust entgegen. »Flach wie ein Brett, Baby. Wer lacht jetzt, außer allen Jungs der Welt?«

Wir beide. Es dauert eine halbe Ewigkeit, bis ich mich wieder so weit im Griff habe, um ein weiteres Mal den Motor zu starten. Es stört mich nicht mal, dass er beim ersten Mal absäuft. Und beim zweiten Mal. Beim dritten Versuch schaffe ich es endlich, ihn nicht abzuwürgen, aber Daphne bockt so herum, dass es nur ein halber Sieg ist.

Man kann in zehn Minuten von einem Ende unserer Stadt bis ans andere fahren, aber auch die paar wenigen Ampeln traue ich mir noch nicht zu, deshalb bleiben wir in den kleinen Nebenstraßen in der Nähe meines Hauses, wo es so gut wie gar keinen Autoverkehr gibt. Das einzige andere Fahrzeug, das wir sehen, ist ein roter Truck, der in der Pecan Road am Straßenrand parkt. Der Fahrer ist nirgends in Sicht. Wobei ich auch kaum auf irgendwas anderes achte als auf den immer schwitziger werdenden Schaltknüppel in meiner Hand und das Stoppschild vor mir. Ich könnte es einfach überfahren, aber das werde ich nicht tun. Also schalte ich runter und komme ganz vorschriftsmäßig zum Stehen. Maggie neben mir sagt nichts. Ich weiß ja, was zu tun ist – es ist die praktische Umsetzung, die mir Probleme bereitet. Es will mir immer noch nicht in den Schädel, wie es sein kann, dass meine Fußkoordination auf dem einen Gebiet so gut ist und auf dem anderen so mies.

Langsam ... Vorsicht ... Ich nehme den linken Fuß von der Kupplung, während ich mit dem rechten das Gaspedal herunterdrücke. Mittlerweile halte ich sogar den Atem an. Daphne ruckelt leicht, aber ich gebe ihr mehr Gas, bis ...

Mit einem Lachen entweicht die Luft aus meinen Lungen. »Geschafft!« Weitere Glückslaute blubbern mir in die Kehle, als wir weiter vorwärtsrollen. Ich hätte nicht gedacht, dass man auch abseits der Eisfläche so glücklich sein kann.

Maggie jubelt laut neben mir und ich muss noch mehr lachen, während ich langsamer werde, um in die Straße Richtung Stadt einzubiegen. Auch diesmal werde ich den Wagen nicht absaufen lassen.

Und dann sehe ich ihn am Straßenrand entlanggehen. Er dreht sich zum Auto um, als wir näher kommen, und unsere Blicke prallen aufeinander. Mein Lachen erstirbt eine Sekunde vor Daphnes Motor. Eine unsichtbare Faust trifft mich in den Magen und ich würgen den letzten Rest meines Lachens heraus. Schuldgefühle kriechen an meinen Beinen hoch bis zu meiner Brust und nageln mich an meinem Sitz fest. Ich kann den Blick nicht von ihm abwenden.

»Nicht weiter tragisch«, erklärt Maggie, die vor Freude immer noch mit den Schultern wippt. »Starte den Motor einfach noch mal und ...« Sie lehnt sich im gleichen Moment nach vorn, als der Typ mir einen giftigen Blick zuwirft und sich wegdreht.

»Ah, wieder eine Kostprobe dieses einmaligen Südstaaten-Charmes. Den habe ich jetzt schon einige Male genießen dürfen, seit ich hier wohne. Und da wundert meine Mutter sich ehrlich, warum ich lieber im Internet unterwegs bin. Wer ist das überhaupt?«

Maggie ist mit ihrer Mom frisch nach Telford gezogen, weshalb sie wahrscheinlich der einzige Mensch in unserer Stadt ist, der diese Frage stellen muss. Das ist einer von vielen Gründen, warum ich ihr nicht die Wahrheit sage. Denn wenn ich es täte, müsste ich ihr von Jason erzählen. Maggie

weiß zwar, dass ich einen älteren Bruder habe, aber wenn man meine Mutter von ihm reden hört, meint man, er sei auf dem College. Und nicht dort, wo er wirklich ist. Ich hasse es, Maggie zu belügen, sogar indirekt, aber noch mehr hasse ich den Gedanken, dass die Wahrheit sie abschrecken würde.

»Niemand, den ich kenne.« Streng genommen ist das keine Lüge. Trotzdem ist es so weit von der Wahrheit entfernt, dass ich Maggie nicht ansehen kann, als ich es sage. Dann erkläre ich ihr, dass ich meine neu gewonnene Freundschaft mit Daphne für heute nicht überstrapazieren will, und da ich auch noch zur Eissporthalle muss, um meinen Lohnscheck abzuholen, setze ich sie vor ihrem Haus ab, als sich gerade die ersten dicken grauen Wolken über den Himmel wälzen.

»Igitt!«, sagt Maggie mit Blick auf den aufziehenden Sturm. »Das wird losgehen, wenn du noch unterwegs bist. Soll ich nicht lieber noch mit dir kommen, um dich nach Hause zu fahren, falls es zu krass wird?« Ihr Gesicht hellt sich auf. »Dann könnte ich die Eisbearbeitungsmaschine fahren, während du deinen Scheck holst.«

Ich blicke mit gerunzelter Stirn auf die Wolken und nicke. »Klar doch. Wenn du unbedingt willst, dass ich meinen Job verliere.«

Maggie mimt übertrieben die Hin-und-Hergerissene, bevor sie schließlich kapitulierend seufzt. Normalerweise würde ich über sie lachen, aber angesichts dessen, was sich am Himmel zusammenbraut, ist mir nicht nach Lachen zumute. »Es wird schon nichts passieren. Außerdem müsste deine Mom danach *dich* von *uns* abholen.«

Maggies mürrische Miene ist schon so gut wie verflogen, als sie aussteigt. »Versprich mir, dass du Daphne nicht zu

Schrott fährst. Glaub mir, es ist verdammt frustrierend, wenn du mit siebzehn darauf angewiesen bist, dass deine Mom dich überallhin kutschiert.«

»Es passiert schon nichts«, wiederhole ich. Ich schließe meine Hände fester um das Lenkrad, um zu kaschieren, wie stark sie zittern. Das hat nichts mit dem Autofahren zu tun, aber das weiß Maggie nicht.

»Hey.« Maggies beleidigter Ton ist jetzt endgültig verschwunden.

Ich sehe sie an.

»Du hast Daphne bis hierher gefahren, mit Anfahren und Anhalten, und du hast sie kein einziges Mal abgewürgt. Das hier ist mein Staungesicht.«

Mein Lächeln erreicht vermutlich nicht meine Augen. »Ich habe halt von der Besten gelernt.«

Sie grinst. »Halt die Klappe, Baby. Ich weiß. Und außerdem ist das *mein* Spruch.« Sie tätschelt ein letztes Mal Daphnes Motorhaube, dann geht sie ins Haus.

Auf halber Strecke zur Eissporthalle zuckt in der Ferne der erste Blitz über den Himmel und das schlechte Gewissen schnürt sich wie ein Riemen um meine Brust. Ich werfe einen Blick in den Rückspiegel. Vor meinem geistigen Auge sehe ich den ziegelroten Truck am Straßenrand – den Truck, an dem ich unfassbarerweise vorbeigefahren bin, ohne ihn wiederzuerkennen und innerlich zu erstarren – sowie den Jungen in einem schweißnassen weißen T-Shirt, der mitten in einem Unwetter kilometerweit nach Hause laufen muss.

Und ich habe auch noch gelacht, als er zu mir rübersah.

Ich wende, ohne Daphne abzuwürgen.



Kapitel 2

Ich fahre genau dieselbe Strecke zurück, die Maggie und ich in die Stadt genommen haben, und schon bald kommt am Horizont eine Gestalt in Sicht. Es ist jetzt fast ein ganzes Jahr her, seitdem ich ihn zum letzten Mal gesehen habe, und doch erinnere ich mich noch genau an sein Gesicht – die grauen Augen, der kräftige Kiefer, das etwas zu lange braune Haar, das nur wenige Nuancen dunkler ist als seine gebräunte Haut.

Wir sind zwei Jahre lang auf dieselbe Highschool gegangen, eine Schule mit insgesamt vierhundert Schülerinnen und Schülern. Obwohl ich nur eine Klasse unter ihm war, als er letztes Jahr seinen Abschluss gemacht hat, und ich ihm bestimmt zigmal über den Weg gelaufen bin, kann ich mich nicht erinnern, dass wir je ein Wort miteinander gewechselt hätten. Ich weiß nicht, wie er aussieht, wenn er mit seinen Freunden herumalbert, und er weiß es von mir ebenso wenig. Ich kenne ihn nur mit angespannter, starrer Miene, während ich innerlich weine.

Die quälende Erinnerung droht mich zu überwältigen. Ein lauter Donner grollt nicht nur um mich herum – auch in mir. Immer schwerer hängt der drohende Regen in der Luft und ich drossle Daphnes Tempo, während mein Puls zu rasen beginnt.

Er bemerkt meinen Wagen. Meine Augen sind so starr auf

ihn fixiert, dass ich genau sehe, wie ihn das Erkennen trifft. *Trifft* ist das richtige Wort. Er zuckt zurück, noch bevor er mein Gesicht sieht. Ich wechsele auf die Gegenspur, sodass ich jetzt unmittelbar neben ihm fahre. Ich halte an, nur ein paar Zentimeter von ihm entfernt. Der Ausdruck in seinen zusammengekniffenen Augen ist derselbe wie an jenem letzten Tag im Gerichtssaal. Hart. Kalt. Gefüllt mit etwas, das ich nicht sehen will, weder damals noch heute.

Ich schlucke. »Soll ich dich irgendwohin mitnehmen?«

Ein Schweißtropfen rinnt an meiner Schläfe herab und sein Blick folgt ihm. Trotz des Sturms, der sich über unseren Köpfen zusammenbraut, dringt durch die dichte, feuchte Luft nicht die kleinste kühle Brise. Er starrt mich immer noch stumm an, als der Himmel krachend seine Schleusen öffnet.

Der Regen prasselt in dicken, harten Tropfen herab, sie knallen auf Daphnes Motorhaube wie Pistolenkugeln. In Sekundenschnelle ist er nass bis auf die Knochen. In wenigen Minuten werden die Straßenränder in Bäche verwandelt sein. In einer Stunde werden ganze Streckenabschnitte überflutet sein, wenn es so weitergeht. Der Blitz, der grell am Himmel explodiert, verspricht jedenfalls nichts weniger.

»Es ist nur eine Mitfahrgelegenheit«, sage ich, aber das ist es nicht. Abgesehen von der Tatsache, dass er mich anstarrt, als wäre ich ein platt gefahrenes Tier, wäre meine Familie zutiefst entsetzt über mein Angebot. Und was *seine* Familie denken würde, wenn sie uns zusammen im selben Auto sähe, kann ich mir nicht mal vorstellen. Plötzlich bin ich nicht mehr sicher, ob ich überhaupt will, dass er zu mir ins Auto steigt. Wir sind nur eine Armlänge voneinander entfernt, aber ich weiß nicht mal, wie seine Stimme klingt. Ich

glaube nicht, dass ich sie jemals gehört habe oder dass wir einander überhaupt je offiziell vorgestellt wurden.

»Du willst, dass ich zur dir in den Wagen steige?«, brüllt er über das Getöse des Regens hinweg mit einer Miene, als hätte ich von ihm verlangt das platt gefahrene Tier auch noch zu essen. »Warum?«

Ich verkrieche mich tiefer in den Sitz und wünschte, ich könnte darin verschwinden, damit mich nie wieder jemand auf diese Weise ansehen kann, so sehr ich den Blick auch verstehe. Es gibt so vieles, das ich nicht zu ihm sagen kann, so vieles, von dem ich nicht weiß, *wie* ich es ihm sagen soll, also gebe ich ihm die simpelste, ehrlichste Antwort: »Ich will nicht, dass du durch den Regen laufen musst.«

Schlagartig, so schnell wie die Lichtblitze am Himmel, weicht die Wachsamkeit in seinem Blick einem Ausdruck, bei dem mir der Atem stockt. Er starrt mich noch einen Moment länger an, dann setzt er sich in Bewegung und geht vorn um die Motorhaube herum. Er hat keinen Grund zur Eile – nasser kann er eh nicht mehr werden. Ich habe kein Handtuch oder Ähnliches, um meinen Sitz zu schützen, aber das ist mir egal. Er steigt auf der Beifahrerseite ein und knallt die Tür zu. Unwillkürlich zucke ich zusammen. Allerdings nicht wegen der Tür.

Heath Gaines sitzt in meinem Auto.

Ich fahre los, flüssig, ohne den Motor abzuwürgen. Sobald ich etwas gelernt habe, vergesse ich es nicht mehr.

»Du kannst mich an der Werkstatt auf der Main Street absetzen.« Seine Stimme ist dunkel und jetzt höre ich auch die schleppende Sprechweise, die bis eben noch vom Regen übertönt wurde und die verrät, dass wir beide unser ganzes Leben in Texas verbracht haben. Ich versuche mir einzu-

reden, dass seine Stimme so belegt klingt, weil er lange nichts gesagt hat und nicht, weil es ihm zuwider ist, mit mir zu sprechen. Doch er sieht mich nicht an und ich beobachte ihn nur aus dem Augenwinkel. »Sie kennen sich damit aus, Cals Truck abzuschleppen.«

»Ich weiß noch, dass er oft liegen geblieben ist«, sage ich, ohne nachzudenken. Plötzlich sieht Heath nur noch mich an. Meine Schuldgefühle fesseln mich wie eine Zwangsjacke. Das ist nichts Neues für mich – im Gegensatz zu dem stechenden Schmerz, den ich angesichts meines Geständnisses empfinde.

Während ich Heath so gut wie gar nicht kenne, ist mir sein älterer Bruder Cal zumindest flüchtig bekannt. Cal und Jason sind in der Highschool zunächst Rivalen gewesen und hatten sich erst angefreundet, als sie im ersten Studienjahr an der University of Texas Zimmergenossen wurden. Sie hatten ab und zu die sechsstündige Autofahrt von Austin nach Hause zusammen unternommen, begleitet von Jasons Freundin. Ich habe Calvin zwar nur ein paarmal getroffen, fand ihn aber immer nett. Er sprach meine Mom stets mit *Ma'am* und meinen Dad mit *Sir* an. Er machte ein Riesenaufhebens um den Nymphensittich meiner kleinen Schwester Laura und gewann damit ihre ewige Zuneigung, die noch über das Maß hinausging, das ihm als Jasons Freund ohnehin schon sicher war. Am Tag, an dem ich meinen Führerschein bekam, ließ er mich sogar mit seinem Truck fahren, weil Jason sich weigerte mir seinen Autoschlüssel zu geben. Calvin sagte, ich solle mir keinen Kopf machen und könne getrost gegen den nächsten Baum fahren, wenn ich wolle, denn ein paar weitere Beulen würden dem ohnehin schon völlig ramponierten Truck nur noch mehr Charakter verlei-

hen. Ich durfte den ganzen Weg zur Eissporthalle fahren, so früh vor Beginn meiner Schicht, dass ich noch Zeit zum Eislaufen hatte.

Ich fuhr gegen keine Bäume, damals nicht und heute auch nicht.

Ohne Jason mit einem Wort zu erwähnen, erzähle ich Heath diese Geschichte. Je länger ich rede, desto mehr brennen meine Augen, bis die Straße schließlich vor mir verschwimmt, trotz der rasant hin- und herfegenden Scheibenwischer. Ich komme an ein Stoppschild. Es sind keine anderen Autos in Sicht und die Werkstatt befindet sich direkt vor uns. Sobald Heath aussteigt, sehe ich ihn möglicherweise nie wieder. Ich fahre über die Kreuzung und auf den Parkplatz. Mit Tränen in den Augen drehe ich mich zu Heath um. »Das mit deinem Bruder tut mir unendlich leid.« Es ist das allererste Mal, dass ich das sage, laut oder zu mir selbst. Alles, was Calvin passiert ist, hängt mit Jason zusammen und bis zu diesem Moment und dieser Erinnerung habe ich nicht gewusst, dass ich für den einen etwas empfinden kann, ohne dem anderen damit etwas wegzunehmen. Ich hatte mich nicht getraut es zu versuchen.

Es dauert einen Moment, bis Heath mich anschaut, und als sein Blick mich schließlich trifft, sehe ich darin einen so übermächtigen Schmerz, dass mir eine Träne aus dem Auge quillt. Ich lasse sie laufen.

Er dreht sich von mir weg und sieht durch die Windschutzscheibe nach draußen, dann senkt er den Kopf und presst die Kiefer aufeinander. Ich unterdrücke den Impuls, an meine Tür zurückzuweichen. Nicht aus Angst, dass Heath mir Gewalt antut, sondern aus Angst vor dem, was er sagen könnte, und dass seine Worte mich zerstückeln.

Er dreht den Kopf und wirft einen Blick in meine Richtung. Der Schmerz ist verschwunden, wie auch alles andere, liegt verborgen hinter einem Gesichtsausdruck, der so leer und unergründlich ist wie meiner nackt und unverstellt. »Danke fürs Mitnehmen.«

Heath öffnet die Beifahrertür und tritt hinaus in den Regen.



Kapitel 3

Ich fahre wie ferngesteuert zur *Polar*-Eissporthalle. Jeff, mein Chef, wirft mir einen komischen Blick zu, als er mich durch die Tür kommen sieht.

»Du bist für heute nicht eingepplant«, sagt er und seine ohnehin recht jungenhafte Stimme rutscht vor Entrüstung noch ein paar Oktaven höher, wenngleich sein schütteres rotes Haar und das fahle, von Fältchen durchzogene Gesicht erkennen lassen, dass er irgendwas Anfang vierzig ist.

Die paar Leute, die am Einlass Schlange stehen, sehen mich ebenfalls an. Ich halte mich immer im Hintergrund, ganz besonders bei der Arbeit, wo ich gezwungenermaßen ein Namensschild trage. Nicht alle erkennen mich mehr auf Anhieb, aber kombiniert man ein vage bekanntes Gesicht mit einem Namen, herrscht in der Eishalle auf der Stelle Getuschel. Kleinstädte – und mit einer Einwohnerzahl von weniger als zehntausend darf Telford in Texas sich zu Recht dazuzählen – sind großartig, bis zu dem Punkt, wenn sie es nicht mehr sind. Ich halte den Atem an, als sämtliche Blicke sich auf mich heften, doch heute lässt meine harmlos wirkende Erscheinung die Leute nur kurz die Stirn runzeln und sie sehen wieder weg.

»Ich weiß«, sage ich und hebe meine Schlittschuhe hoch, damit Jeff sie sehen kann. Er schaut mich immer noch komisch an. Und es *komisch* zu nennen ist leichter, statt es als

das zu bezeichnen, was es wirklich ist. »Ich will nur meinen Lohnscheck abholen und eine Runde auf dem Eis drehen.« Er kann mich nicht davon abhalten, so gern er es auch tun würde. Ich mache meinen Job und ich mache ihn ausgezeichnet – der blitzblanke Boden und das spiegelglatte Eis, für das ich gestern Abend noch gesorgt habe, sprechen für sich. Normalerweise arbeite ich entweder frühmorgens oder spätabends – diese Regelung ist allen am liebsten –, aber wie allen aus dem Team steht die Eisfläche auch mir jederzeit zur Benutzung offen.

Ich schlüpfte durch die Tür, bevor er mir wieder vorschlagen kann meinen Lohn in Zukunft aufs Konto zu überweisen, damit ich mich weniger oft blicken lasse. Als ob ich das tun würde! Mir ist jeder Vorwand recht, um aufs Eis zu kommen, koste es, was es wolle. Unwillkürlich stocke ich – nur einen Herzschlag lang –, als ich Elena hinter der Kasse entdecke. Früher habe ich die rundliche Frau mit dem schwarzweiß melierten Haar meine gute Fee genannt, weil sie mich immer bis ganz zum Schluss dableiben und eislaufen ließ, wenn sie statt Jeff abends die *Polar*-Halle zusperrte. Jetzt nenne ich sie gar nichts mehr, wenn es sich vermeiden lässt. Sie hat länger als die meisten gebraucht, um mich wie Luft zu behandeln, und ich rede mir ein froh darüber zu sein, dass sie rasch den Blick senkt, als ich an ihr vorbeigehe.

Ich gehe an weiteren Kollegen vorbei. Einigen ist meine Anwesenheit sichtlich ähnlich unangenehm wie Jeff und niemand schenkt mir das Lächeln, das ich noch vor einem Jahr gern erwidert hätte. Nicht mal die neueren Mitarbeiter, die ich nicht gut kenne.

Ich gebe mir alle Mühe, den scharfen Verlustschmerz und meine feuchten Augen zu ignorieren, während ich meine

Schlittschuhe zubinde und dann so viele Strähnen, wie ich von meinen dunkelbraunen Haaren zu fassen kriege, zu einem Pferdeschwanz zusammenbinde. Unter meinem Kapuzenpulli, den ich genau wie meine Schlittschuhe immer im Kofferraum dabei habe, trage ich keine spezielle Eislaufkleidung, aber das könnte mir nicht egal sein. Alles in meiner Brust ist eng und ineinander verknotet, bis ich die Eisfläche betrete. Sofort fühlt sich die Luft frisch und belebend an und das Geräusch der Kufen, die auf dem Eis aufsetzen – nicht ganz ein Kratzen, nicht ganz ein Zischen –, ist wie Musik in meinen Ohren. Lächelnd halte ich auf die Mitte der Eisfläche zu, drehe mich so, dass ich rückwärtsfahre, und beschleunige für einen einfachen Lutz. Mein Herz hebt ab, noch bevor meine Schlittschuhe das Eis verlassen. Es geht nichts über dieses schwebende Gefühl, fast als wäre ich schwerelos. Ich lande und gehe sofort in eine Standpirouette über, breite die Arme aus, hebe mein linkes Bein an und führe den Fuß an mein rechtes Knie. Ich lasse ihn nach unten gleiten, während ich gleichzeitig die Arme an meine Brust ziehe und mich schneller und schneller drehe, bis die Welt um mich herum verwischt. In meinen glücklichsten Träumen halte ich nie an.



Als ich nach Hause komme, deckt Laura gerade den Tisch fürs Abendessen und quittiert mein Eintreffen mit dem denkbar kürzesten aller Blicke. Oben in ihrem Zimmer fordert ihr Nymphensittich Ducky unter lautem Gekrächze, dass man ihn aus seinem Käfig holt. Das tut Laura dieser Tage gar nicht mehr. Sie hat Kopfhörer in den Ohren und wippt mit dem Kopf im Takt eines Songs, den ich nicht hören

kann. Früher war es ihr nicht erlaubt, am Tisch Musik zu hören; es war eine technologiefreie Zone, in der wir uns ansehen und einander zuhören mussten. Oft moserten wir darüber – Laura, Jason und ich –, aber insgeheim mochten wir diese Zwangspause. Und noch mehr mochten wir einander. Jason ist drei Jahre älter als ich, Laura drei Jahre jünger, aber wenn wir zusammen waren, spielte unser Altersunterschied keine Rolle. Das ist nicht selbstverständlich, das weiß ich. Darum war unser Band auch so kostbar.

Wortlos nehme ich meiner Schwester zwei Teller ab, um zu helfen. Mein Hochgefühl vom Eislaufen schwindet immer mehr, je länger das Schweigen zwischen uns bestehen bleibt.

Laura sieht aus wie die exakte weibliche Version von Jason, als er vierzehn war. Sie hat die gleichen langen Beine, schlaksigen Arme und das gleiche schmale Gesicht. Zum großen Glück für meine Schwester hat sie auch die gleichen dichten honigbraunen Haare, die von Natur aus gewellt sind, während ich meine mindestens eine Stunde lang mit dem Lockenstab bearbeiten muss, damit sie auch nur ansatzweise so aussehen. Ihre Kinnpartie ist allerdings weicher als die von Jason und trotz ihrer noch von Babyspeck gerundeten Wangen ist schon jetzt klar, dass sie den sensationellen Knochenbau und den olivfarbenen Teint unserer kastilischen Großmutter väterlicherseits geerbt hat. Ich hingegen komme nach der Familie meiner Mutter, was bedeutet, dass meine Gesichtszüge weniger markant sind und ich schon beim bloßen Gedanken an die Sonne einen Sonnenbrand bekomme.

Lauras große, tief liegende Augen – braun wie die von Dad, während Jason und ich Moms blaue Augen haben – blicken ins Leere, als sie das Geschirr verteilt, und ich bin

wieder aufs Neue erschrocken, wie sehr sie sich im vergangenen Jahr verändert hat.

Früher hüpfte sie beim Tischdecken wie ein Flummi herum, überschäumend vor Energie, was oft lautes Vogelgeschrei und Scherben zur Folge hatte sowie die Drohung meiner Mutter mit Stubenarrest, sollte sie sich nicht augenblicklich zusammenreißen. Stubenarrest war für Laura schlimmer als die Vorstellung zu sterben. Hätten meine Eltern es erlaubt, hätte sie unter freiem Himmel gelebt. Man brauchte sie nur mit dem Versprechen auf eine Übernachtung in unserem alten Baumhaus zu bestechen und schon übernahm sie jede noch so ungeliebte Aufgabe. Die Laura von damals hat mit der bleichen Gestalt vor mir kaum noch etwas gemein. Ihre Bräune ist so gut wie verschwunden und ihre Haare hängen schlapp an ihrem Rücken herab, mit sichtbaren Knickspuren vom Zopf gummi, das sie die letzten paar Tagen getragen hat. Sie bewegt sich wie im Halbschlaf.

»Brooke, bist du das?«, ruft Mom aus der Küche.

»Ja, bin wieder da!«

»Hilf bitte deiner Schwester beim Tischdecken.«

Ich werfe Laura ein Lächeln zu, aber sie sieht nicht hoch und hört nicht auf mit dem Kopf zu wippen. Mein Lächeln verblasst. »Ja«, rufe ich zurück.

Mom kommt durch die Schwingtür aus der Küche, in den Händen eine dampfende Schüssel voll Pasta. Sie bittet Laura und mich den Salat und die Spaghettisoße zu holen und saust selbst zurück, um das Brot zu bringen. Im Gegensatz zu Laura hat Mom nichts von ihrer unermüdlichen Energie verloren. Sie läuft auf Hochtouren, egal ob sie nun das Essen aufträgt oder beim Lauftraining einen Sprint hinlegt, um ihre Zeit für den nächsten Marathon noch um einige Sekun-

den zu verbessern. Würden wir nicht jeden Abend alle gemeinsam essen, würde sie sich vermutlich nie hinsetzen. Sie pendelt mindestens noch ein halbes Dutzend Mal zwischen Küche und Esszimmer hin und her – erst, um die Butter zu holen, danach den Eistee, dann rennt sie, kaum dass sie den Teekrug hingestellt hat, wieder zurück für das Salatdressing. Diese fast manische Energie treibt sie an und ich bin schon vom bloßen Zuschauen erschöpft.

Endlich bleibt sie an der Türschwelle stehen, ihr hastig hochgezwirbelter Dutt kurz vor der Auflösung, und blickt von der Küche zum Esszimmer, um sich zum dritten Mal zu versichern, dass sie auch ja nichts vergessen hat. Hat sie nicht, aber trotzdem wird sie im gleichen Moment, in dem sie sich hinsetzt, wieder von ihrem Stuhl aufspringen, nur für alle Fälle.

Auf ihr Rufen hin kommt Dad aus dem Keller hoch. Er schiebt seine breiten Schultern seitwärts durch die schmale Türöffnung und hinterlässt eine Spur aus Sägemehl und Holzspänen auf dem Boden. Seine Schutzbrille hat er sich auf den kahlen Kopf hochgeschoben. Sein Haar wurde mit Mitte zwanzig immer schütterer und seither rasiert sich Dad, der Pragmatiker durch und durch ist, lieber eine Glatze, als das Unvermeidliche zu bekämpfen. Es steht ihm gut. Und was ihm an Behaarung auf dem Kopf fehlt, sprießt in seinem Gesicht umso üppiger. Sein Vollbart reicht bis auf seine Brust und verdeckt sein Kinngrübchen, das ich an mir selbst nicht verstecken kann.

Der ihm anhaftende süße Geruch von Ahornharz und Hickoryholz vermengt sich angenehm mit dem Duft nach ofenfrischem Brot und dem Knoblauch der Pastasofe. Dad setzt sich an den Tisch, während Mom weiter zwischen den

Räumen hin und her huscht. Erst als Dads tiefe, sanfte Stimme ihren Namen sagt, bleibt sie stehen.

»Carol. Das riecht köstlich.« Er ist so was wie ihr magisches Beruhigungsmittel, ohne das sie nicht entspannen kann. Aber sogar er hatte letztes Jahr Probleme, zu ihr durchzudringen.

Sie nickt und wirft noch einen letzten sehnsüchtigen Blick Richtung Küche, als würden sich alle Probleme des ganzen Universums lösen lassen, wenn sie noch einen letzten Gang machen könnte. Dann setzt sie sich hin.

»Gut.«

Laura nimmt fürs Tischgebet ihre Ohrstöpsel heraus, steckt sie aber wieder rein, sobald Dad »Amen« sagt. Dann fangen wir an zu essen.

Laura neben mir stochert in ihrem Essen herum, während Dad seinen Teller schon fast geleert hat und Mom isst, als würde ein Pokal winken, wenn sie als Erste fertig wird. Wir sehen uns nicht an. Wir reden nicht. Die einzigen vernehmbaren Geräusche sind gelegentliches Gabelkratzen auf Porzellan und das dumpfe Knallen beim Gläserabstellen. Die Mahlzeit steht in krassem Kontrast zu unseren ausgelassenen Tischgesprächen, als Jason noch hier war. Ich blicke zur leeren Stelle hinüber, an der sein Stuhl immer stand, bevor Dad ihn weggeräumt hat. Unser Tisch – ein Geschenk meines Vaters an meine Mutter zum ersten Hochzeitstag – ist groß und rund, doch Laura und ich stoßen ab und zu immer noch mit den Ellenbogen gegeneinander, weil wir dicht an dicht sitzen, statt den neu vorhandenen Raum auszunutzen.

Das Gefühl, dass das alles hier falsch ist, hüllt mich ein und sickert in meine Lungen. Es ist, als würde ich versuchen einen tiefen Atemzug voll Dampf zu nehmen.

Über Jason zu sprechen, anzuerkennen, dass er weg ist, und zu versuchen zu begreifen, wie es so weit hatte kommen können, bewirkt lediglich, dass meine Familie noch mehr dichtmacht. Bestenfalls bekomme ich von meiner Mutter ein *Nicht jetzt, Brooke* zu hören und von meinem Vater ein *Lass gut sein*. Von Laura bekomme ich gar nichts mehr – manchmal dreht sie einfach nur ihre Musik lauter und mein Herz bricht ein weiteres Mal.

Eigentlich habe ich aufgegeben es zu versuchen. Aber dass ich Heath heute getroffen und ein paar Minuten mit ihm geredet habe, ohne dass einer von uns beiden daran kaputtging, schenkt mir einen Mut, von dem ich glaubte, dass er mich längst verlassen hätte.

»Ich habe heute Heath Gaines gesehen.« Drei Gabeln verharren in der Luft und drei Augenpaare blicken zu mir hoch. »Ich bin mit Maggie im Auto gefahren und er lief vor uns am Straßenrand, ganz in der Nähe vom Hackman-Teich.«

Das Einzige, was sich an meiner Mutter bewegt, ist ihr Mund. »Hast du angehalten?«

»Nein«, sage ich. Hatte ich nicht. Jedenfalls da noch nicht.

Moms Schultern entspannen sich leicht, offenbar in dem Glauben, dass das meine ganze Begegnung mit ihm war. »Laura, Schätzchen, der Teller bleibt nicht ewig warm.« Sie fängt wieder an zu essen und fügt, ohne mich anzusehen, hinzu: »Brooke, iss bitte auf.«

Ich belade meine Gabel und zweifle an meiner eigenen Zurechnungsfähigkeit, als ich weiterrede. »Aber dann fing es an zu regnen und ich bin noch mal zurück, um ihn zu fragen, ob ich ihn mitnehmen soll.«

Moms Gabel fällt klirrend auf ihren Teller und Spritzer

der Pastasöße landen auf dem weißen Tischtuch. Sie sehen aus wie kleine Blutstropfen.

»Wir haben uns unterhalten, also nur ein bisschen«, erzähle ich ihr, erzähle ich allen und lasse meinen Blick von einem Gesicht zum nächsten wandern, auf der Suche nach einem, aus dem nicht alle Farbe gewichen ist. »Es war nicht furchtbar. Jedenfalls nicht so, wie es hätte sein können.«

Nicht so, wie es mit jedem anderen ist, füge ich still hinzu und denke an meine Kollegen, die ich mal für meine Freunde gehalten habe. Ich weiß, dass nicht nur ich mit den schiefen Blicken klarkommen muss, dem Getuschel, den sogenannten Freunden, deren Eltern nicht mehr erlauben, dass sie zu uns nach Hause kommen. Für Laura ist es wohl am schlimmsten. Leute in ihrem Alter geben sich erst gar keine Mühe, Höflichkeit zu heucheln, so wie die meisten es bei mir noch tun. An ihrer Stelle würde ich mich vermutlich auch unter Kopfhörern verstecken wollen. Ich halte kurz inne und lausche auf ihre Musik, aber sie hat sie ganz leise gestellt, möglicherweise sogar ausgemacht, jedenfalls bin ich sicher, dass sie mich hören kann. Was heißt, dass sie mich hören *will*, also rede ich weiter. Diesmal bin ich nicht auf der Suche nach Antworten, ich will einfach nur über meinen Bruder sprechen mit den einzigen Menschen, die bei der Erwähnung seines Namens nicht zurückschrecken.

»Ich habe ihm die Geschichte erzählt, wie Cal mir damals seine Autoschlüssel gegeben hat, als ich frisch meinen Führerschein gemacht hatte und Jason mir nicht seinen Wagen leihen wollte. Jason hat sich echt immer so angestellt mit seinem –«

Dad lässt seine Faust auf den Tisch knallen, dass Lauras Eistee Glas beinahe umkippt. Der Aufprall kommt so plötzlich, dass meine Zähne aufeinanderschlagen, aber ich bin da-

von nicht eingeschüchtert. Mein Herz rast. So viel Emotionen hat Dad das letzte Mal an dem Abend gezeigt, als Jason festgenommen wurde. Ich wünsche mir nicht seine Wut, aber sie ist mir allemal lieber als diese Teilnahmslosigkeit, in die er sich das ganze letzte Jahr gehüllt hat. Mir ist *alles* lieber als das. Ich warte darauf, dass er den Kopf hebt, dass er mich anstarrt, dass er schreit oder brüllt, solange er nur mit mir spricht, aber das tut er nicht. Stattdessen schiebt er seinen Stuhl abrupt vom Tisch weg und verschwindet in seine Werkstatt im Keller. Als ich den Kopf drehe, um ihm hinterherzuschauen, bemerke ich Laura, die tief gebeugt über ihrem Teller sitzt, sowie die einsame Träne, die in ihren unangetasteten Teller fällt. Ich strecke mit zusammengekrampftem Herzen eine Hand nach ihr aus, aber Mom kommt mir zuvor.

»Geh schon mal nach oben, Laura. Ich bring dir später einen Teller hoch.«

Laura stürzt davon, kaum dass meine Mutter den Satz beendet hat. Dann räumt Mom ihren und Lauras Teller ab. Im Gegensatz zu ihren Händen ist Moms Stimme kein bisschen zittrig, als sie zu mir sagt: »Brooklyn Grace.«

Und wieder drückt mir eine unsichtbare Hand die Kehle zu. Ich wollte doch nur, dass wir miteinander reden, dass wir Jasons Namen aussprechen, ohne dass alle wütend oder in Tränen aufgelöst davonstürmen, ohne dass Mom mit aller Macht um ihre Fassung ringt.

»Tu das nie wieder, verstanden?«

»Ja, Ma'am«, sage ich und meine Stimme ist kaum lauter als ein Flüstern. Es fühlt sich wie eine Lüge an.

Die Teller in ihrer Hand zittern so heftig, dass Mom sie auf der Tischkante abstellen muss. »Versprich mir, dass du diesen Jungen oder seine Familie nie wieder erwähnst.«

Ich weiß nicht, ob mit »dieser Junge« Heath oder Calvin gemeint ist – wobei es auch egal ist. Beide machen es einem schwer zu leugnen, wo Jason gerade ist und warum. Ich finde nicht die richtigen Worte, um ihr zu erklären, dass ich nicht weniger leide, bloß weil ich nicht mit Sachen um mich werfe oder weine. Dass es mir ein dringendes Bedürfnis ist, mit ihnen allen über Jason zu sprechen, genau wie es anscheinend für sie ein dringendes Bedürfnis ist, dies nicht zu tun. Schließlich höre ich auf nach Worten zu suchen. Mom ist zwischen Dad und Laura so festgezurr, dass ich Angst habe sie könnte zerreißen, wenn ich versuche sie in noch eine weitere Richtung zu ziehen. Und ich will nicht, dass einer von ihnen noch mehr leidet als ohnehin schon.

»Versprochen«, sage ich, dann helfe ich ihr den Tisch abzuräumen. Wir erwähnen Jason nicht mehr. Oder Heath. Oder Calvin ... den Jungen, den mein Bruder nach eigenem Geständnis letzten Sommer getötet hat.

Kapitel 4



Am nächsten Morgen wird das, was ich gestern Abend gesagt habe, mit keinem Wort erwähnt. Es ist, als wäre nie etwas geschehen.

Mom schießt durchs Haus, das Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt, und spricht mit Leuten irgendwo am anderen Ende des Landes, die sich allein dafür interessieren, wann ihre maßgefertigten Möbel fertig sind. Ihre Haut glänzt von Schweiß, was heißt, dass sie heute Morgen schon Gott weiß wie viele Kilometer gejoggt ist, obwohl es gerade mal acht Uhr ist. Dad ist im Keller, das Surren seiner Drehbank ist das einzige Geräusch, das ich bis zum Abendessen von ihm hören werde. Es ergibt eigentlich keinen Sinn, dass ich ihn genauso schmerzlich vermisse wie Jason – ich sehe Dad viel häufiger, selbst wenn es nur noch für einen Bruchteil der Zeit ist, die wir früher gemeinsam verbracht haben.

Obwohl Mom die Sportlerin ist, war es mein Dad, der von Anfang an mein Eiskunstlaufen unterstützt hatte. Der mich fünfmal die Woche drei Stunden hin und zurück nach Odessa fuhr, damit ich bei einem Spitzencoach trainieren konnte. Er beklagte sich kein einziges Mal, auch dann nicht, wenn ich es tat. Wir hatten eine feststehende Routine: Wir hielten immer an derselben Tankstelle an, kauften eine Riesensackung Erdnussbutter-M&M'S, hörten in Dauerschleife ein und dasselbe *Blackfoot*-Album und lachten uns über die

irritierten Blicke der anderen Autofahrer kaputt, wenn wir zum *Highway Song* Luftgitarre spielten.

Eiskunstlauf ist mein Leben gewesen, aber wenn ich mir eine Sache von damals zurückwünschen könnte, dann würde ich lieber noch mal drei Stunden lang in einem Auto mit stotternder Klimaanlage sitzen wollen und dabei Dad M&M'S zuwerfen, die er mit dem Mund auffängt, als um eine weitere Medaille zu kämpfen.

Laura ist draußen auf der Veranda und hält den Kopf über ihr Telefon gebeugt, statt den Anblick der erwachenden grün leuchtenden Welt vor sich zu genießen. Immer noch im Schlafanzug öffne ich die Fliegengittertür und tappe barfuß zu dem leeren Schaukelstuhl neben Laura hinüber. Sie sieht nicht hoch, als ich mich neben sie setze, nicht mal, als ich ihren Namen sage. Sie ist zu sehr damit beschäftigt, einen Forumsthread zu lesen, in dem es darum geht, ob nun Jack Kirby oder Stan Lee der eigentliche Schöpfer der Marvel-Comics ist. Ich überlege mich in die Debatte einzuklinken, denn ich weiß, welche Seite sie vertritt, auch wenn sich mir die Wichtigkeit des Ganzen nicht erschließt. Wenigstens könnte ich ihr mit Comick Diskussionen eine Reaktion entlocken, allerdings würde sie sich vermutlich nur kurz aufregen und sich dann wieder in ihren Panzer aus Gleichgültigkeit zurückziehen. Stattdessen tippe ich ihr aufs Knie. Sie sieht mich an, ohne den Kopf zu heben, macht aber keine Anstalten, die Musik leiser zu drehen. Ich erwidere ihr Starren und warte. Schließlich zieht sie einen der Ohrstöpsel heraus. Einen. Ich versuche das bleierne Gefühl in meiner Brust zu ignorieren.

»Wo ist Ducky?«

»In seinem Käfig.«

Als hätte der Vogel seinen Namen durch das offene Fenster in Lauras Zimmer gehört, krächzt er: »Ich bin Batman.«

Ich schließe langsam die Augen und ein Lächeln kriecht mir in die Mundwinkel. Laura hat ein ganzes Jahr gebraucht, um Ducky dazu zu bringen, das zu sagen. Eine Zeit lang, während sie vom DC-Comic-Fan zur Marvel-Fanatikerin mutierte, hatte sie versucht ihm beizubringen *Hulk smash* zu sagen. Doch dann begann Jason damit, immer wenn sie in der Schule war, eine Tonaufnahme mit »Jason ist cool« in ihrem Zimmer abzuspielen, und der arme Vogel geriet völlig durcheinander. Laura kam dahinter, als Ducky plötzlich anfang *Jason smash* zu sagen. Mein Lächeln wird breiter. Daraufhin musste Jason zur Strafe einen Monat lang Duckys Käfig sauber machen. Ducky sagt es manchmal immer noch. *Jason smash*. Aber niemand findet es mehr lustig.

Bevor sie wieder ihren Ohrstöpsel reinstecken kann, wechsle ich rasch das Thema. »Ich hab dir noch gar nicht erzählt, dass ich gestern endlich Daphne gebändigt habe.«

»Wen?«

Ich runzele die Stirn, eine nur kleine Reaktion gemessen an dem Stich, den mir Lauras einsilbige Antwort verpasst. »Mein Auto.« Ich zeige mit dem Kinn auf den Camaro, der in unserem Carport steht. »Komm schon, Laura. Du warst doch hier, als ich sie letzte Woche mit nach Hause gebracht habe.« Gut möglich, dass sie sogar genau an derselben Stelle saß. In letzter Zeit ist sie kaum woanders als auf der Veranda und in ihrem Zimmer.

»Oh.«

Oh. Ihr Blick wandert bereits wieder Richtung Smartphone-Display, aber ich halte ihre Hand mit dem Kopfhörer fest. Ich habe weder erwartet von ihr den gleichen, die Wände

unseres Hauses erschütternden Jubelschrei zu hören wie bei Jasons erstem Auto, noch dass sie sich wie ein Äffchen an mein Bein klammert, bis ich ihr die erste Spritztour verspreche, aber mit ein bisschen mehr als *Oh* habe ich doch gerechnet.

»Ich habe sie Daphne getauft. Du weißt schon, so wie die Figur von Jack Lemon in *Manche mögen's heiß*.«

Es ist einer der wenigen Filme, die wir beide lieben. Im Sommer vor Jasons Verhaftung hatten wir ihn fast jeden Abend zusammen geschaut. Haufenweise Filme zu gucken ist nur eine natürliche Folge davon, wenn man in einer Stadt lebt, in der die Menschen den Rindern zahlenmäßig unterlegen sind, und man noch nicht alt genug ist, um Auto zu fahren. Ich hatte zum millionsten Mal *Liebe und Eis* sehen wollen und Laura den neuesten Superheldenstreifen. Ich weiß nicht mehr, wie es dazu kam, dass wir uns auf *Manche mögen's heiß* als Kompromiss einigten, aber irgendwann war es sogar so, dass wir nur noch einschlafen konnten, wenn dieser Film lief. Ich habe ihr diesen Sommer bereits ein paar-mal vorgeschlagen, dass wir ihn uns wieder mal ansehen könnten, aber bislang ist sie nicht darauf eingegangen. Und so verschlossen, wie meine Schwester heute Morgen ist, hüte ich mich davor, sie erneut zu fragen.

»Wie auch immer«, sage ich. »Ich habe sie jetzt endlich im Griff und mir überlegt einen Abstecher zu Walmart zu machen. Magst du mitkommen?« Angeblich gibt es viele Walmart-Filialen in Texas, aber genau wie im Fall von Bigfoot und leckerer glutenfreier Pizza bleibt mir nichts anderes übrig, als an ihre Existenz zu *glauben*, denn den einzigen Walmart, den ich kenne, gibt es eine Autostunde von uns entfernt. Es ist für uns also eine ziemlich große Sache, zu Walmart zu

fahren, weshalb ich Laura die Aussicht darauf unter die Nase halte wie die sprichwörtliche Karotte. Es ist schon fast peinlich, wie unbedingt ich will, dass sie Ja sagt. Ich versuche nicht mal den Eifer in meiner Stimme zu kaschieren. Umso härter trifft es mich, als sie meine Hand abschüttelt.

»Nee, schon okay.« Sie steckt sich wieder den Ohrstöpsel rein. Ich könnte ebenso gut Luft sein, so wenig Aufmerksamkeit schenkt sie mir.

Mein Blick huscht zwischen ihren Augen hin und her. Bei ihr ist *nichts* okay – bei keiner von uns. Ich hasse diese Leelosigkeit zwischen uns, da, wo es früher mal so viel mehr gab. Ich will nicht dabei zusehen, wie meine Schwester in ihrem selbst errichteten Gefängnis verkümmert, während in Wahrheit Jason derjenige ist, der tatsächlich eingesperrt ist. Ich muss mich weiterhin um sie bemühen, denn ich habe Angst davor, was passiert, wenn ich damit aufhöre.

»Ach, vergiss Walmart.« Ich rutsche auf die vorderste Stuhlkante. »Lass uns einfach was zusammen unternehmen. Irgendwas. Du kannst aussuchen, was.« Ich werfe einen Blick auf das Superheldenforum auf ihrem Display. »Finde eine Comicmesse im Umkreis von hundert Kilometern und los geht's.« Ich stehe überhaupt nicht auf Comics, aber Laura schon. Ich habe ihr einmal gesagt, ich würde mir eher mit dem Schlittschuh über die Finger fahren, als mit ihr auf eine Comicmesse zu gehen. Und das war nur ein ganz klein bisschen übertrieben. Comics sind immer ihr und Jasons Ding gewesen.

Mir wird klar, dass ich einen Fehler gemacht habe. Ich kann förmlich sehen, wie Lauras Gedanken denselben Abzweig nehmen wie meine – in Richtung Jason. Ich lege schnell einen anderen Gang ein: »Oder wir könnten ins Kino gehen

oder Schlittschuhlaufen oder Schwimmen, oder wir fahren einfach so durch die Gegend. Ich raube mit dir auch eine Bank aus, wenn ich dich so von dieser Veranda runterkriege.« Ich lache bemüht, ein vergeblicher Versuch, um zu verbergen, wie viel Angst ich um sie habe, um uns alle. Wie sehr ich sie vermisse.

Aber es ist zu spät. Ihr Blick hat sich an mein azurblaues Schlafanzug-Shirt und meinen abplatzenden blauen Nagellack geheftet. Laura ist wieder weg, noch bevor sie nach drinnen verschwindet.



Ich fahre trotzdem zu Walmart. Mit Laura zusammen wäre es zwar schöner gewesen, aber nur weil sie nicht wollte, heißt das ja nicht, dass ich auch drauf verzichten muss. In dem Bewusstsein, dass mir die nächste Fahrt hierher benzinkostentechnisch erst wieder in zwei Wochen oder einem Monat möglich ist, verbringe ich viel zu viel Zeit in dem gigantisch großen Laden. Ich schlendere durch die Gänge und genieße den Luxus, den Blicken fremder Menschen zu begegnen, ohne mich innerlich gegen den Moment wappnen zu müssen, in dem sie mich erkennen. Die Leute hier lächeln einfach – oder auch nicht – und gehen weiter.

Ich breche erst am Nachmittag wieder auf und habe es nicht eilig nach Hause zu kommen. Als ich das Stadtgebiet von Telford erreiche, mache ich, ohne über das Warum nachzudenken, einen Abstecher zur Werkstatt in der Main Street. Ich will lediglich daran vorbeifahren, nur sichergehen, dass er nicht dort ist. Fast glaube ich mir selbst, bis die Werkstatt in Sicht kommt. Cals roter Truck – Heaths Truck – steht immer noch da. Ich halte an und steige automatisch aus. Ich

muss mir das Fahrzeug nicht näher ansehen, um zu wissen, dass es derselbe Truck ist, aber ich tue es trotzdem.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Ein Mann in einem grauen Overall kommt auf mich zu. Er wischt sich die Hände an einem Stofftaschentuch mit Paisley-Muster ab. Sein freundliches Lächeln bröckelt, als er mein Gesicht sieht, und mein Magen schlingert unangenehm. Inzwischen werde ich nicht mehr überall erkannt, aber es würde mich nicht wundern, wenn dieser Mechaniker genau weiß, wer ich bin. Heath sagte, dass Cal seinen Truck häufig hier zur Reparatur hatte. Gut möglich, dass es aber auch einen anderen Grund für seine leere Miene gibt. Ich straffe die Schultern und setze ein Lächeln auf. »Ich war einfach nur neugierig, was mit dem Truck da ist.«

»Dieser Wagen steht nicht zum Verkauf«, sagt er ohne den Hauch eines Lächelns.

Ich schlucke die bittere Galle hinunter, die mir die Kehle hinaufschießt. Er weiß genau, wer ich bin. »Nein, Sir, ich wollte ihn nicht kaufen. Ich habe mich nur gewundert, warum der Besitzer ihn noch nicht abgeholt hat.«

Der Mechaniker kommt einen Schritt näher auf mich zu. »Wüsste nicht, was Sie das angeht.« Sein Verhalten ist nicht offen feindselig, aber es ist auch alles andere als freundlich. Das kommt nicht völlig unerwartet.

Doch statt den Kopf einzuziehen und davonzuschleichen, schließe ich die Augen und hole tief Luft, dann öffne ich sie wieder und sage: »Ich habe den Besitzer gestern hier bei Ihnen abgesetzt. Warten Sie noch auf ein bestimmtes Ersatzteil?«

Sein Gesicht ist noch immer ausdruckslos, aber ich glaube, ich habe den Mann verblüfft, denn er sagt: »Der Truck ist

fertig. Ich habe eingewilligt, dass er ihn für ein paar Tage hier stehen lassen kann, bis er das Geld für die Reparatur aufgetrieben hat.«

Vor meinem inneren Auge blitzt ein Bild auf, wie Heath bei Hitze und Regen zu Fuß geht. »Wie viel?«

Der Mechaniker zögert, sein Blick huscht zu meinem Camaro hinüber, als wolle er sich vergewissern, ob das auch wirklich der Wagen ist, aus dem Heath gestern ausgestiegen ist. Ich weiß nicht, wie gut dieser Typ Cal kannte oder wie gut er Heath kennt, aber es ist offensichtlich, dass er sich schwer damit tut zu begreifen, wieso Heath sich ausgerechnet mit mir abgeben sollte. Den Blick starr auf Daphne gerichtet nennt er mir den Preis für die Reparatur. Es ist etwas mehr als die Hälfte meines Lohnschecks, den ich gestern abgeholt habe. Mehr, als ich eigentlich erübrigen kann, wenn ich ehrlich bin.

Der Mechaniker weiß nicht, was er sagen soll, trotzdem nimmt er mein Geld. Aber nicht mein Schuldgefühl.

Kapitel 5



Ich parke die Eisbearbeitungsmaschine – Bertha, wie ich sie getauft habe – in der Garage, nachdem ich für heute Abend zum letzten Mal die Eisfläche geglättet habe. Die Schlittschuhläufer sind alle weg und außer dem Manager Jeff bin ich die einzige Mitarbeiterin, die noch hier ist. Es ist kurz nach zehn und die Müdigkeit liegt schwer in meinen Gliedern. Ich halte kurz inne und lasse den Blick über das Eis gleiten, das jetzt glatt und schimmernd daliegt wie ein mondbeschienener See. Meine Mundwinkel hüpfen vor Freude und mein Herz auch, während ich die klare, kalte Luft einatme. Jemand fand es witzig, das Herrenklo zu überfluten und überall hinzupinkeln außer in die Urinale. Deshalb war meine einzige Zeit, die ich heute auf dem Eis verbringen konnte, die im Stundentakt stattfindende Runde mit Bertha. Bertha ist langsam und rumpelig und älter als ich, aber alles ist besser, als Pinkelspritzer aus den Fugen zu schrubben. Meine Knie schmerzen, als ich Jeffs Büro betrete.

»Ich habe jeden Quadratzentimeter des Herrenklos mit Bleiche geputzt und das Eis ist für morgen bereit. Ich gehe dann jetzt, wenn du mich nicht mehr brauchst.«

»Es müssen aber noch alle Mülleimer-« Er bricht ab, als ich die beiden monströsen Müllsäcke in meinen Händen hochstemme, damit er sie sehen kann.

»Das sind die letzten«, sage ich zu ihm. »Ich werfe sie auf dem Weg nach draußen in den Container.«

Jeff lehnt sich in seinem Stuhl zurück und überlegt. Er ahnt nicht, dass sich das Licht der Deckenlampe in der kahlen Stelle auf seinem Kopf spiegelt, wenn er das tut. Ich unterdrücke mit Mühe ein Lachen und er mustert mich argwöhnisch. »Dieser Toilettenraum war ein einziger Saustall.«

Ich verkneife mir die Bemerkung, dass das niemand besser weiß als ich. Ich rieche, als hätte ich mich mit Eau de Kloreiniger eingenebelt. »Tja, jetzt kann man da vom Boden essen«, sage ich, wobei ich weiß, dass meine Beteuerung für ihn nichts wert ist.

Mit einem Seufzen hievt Jeff sich hoch. »Ich gucke lieber selbst kurz nach.«

Ich bin zu müde, um mich darüber zu ärgern, und trotte ihm Richtung Toilettenraum hinterher. Dort angekommen bleibe ich an der Tür stehen und sehe ihm dabei zu, wie er jeden Quadratzentimeter des vor Sauberkeit strahlenden Raums inspiziert. Als ob demnächst der Papst die *Polar-Eis-sporthalle* besuchen wolle.

Jeffs »kurzes« Nachgucken dauert zehn Minuten, danach erklärt er – widerwillig –, dass die Toiletten in Ordnung sind und ich nach Hause gehen kann. Ich bin bereits auf halbem Weg zur Tür nach draußen, die prall gefüllten Müllsäcke im Schlepptau, als Jeff hinter mir ein missbilligendes Schnalzen vernehmen lässt. Demonstrativ streckt er mir den Papierkorb aus seinem Büro entgegen. Es liegen zwei winzig kleine Papierschnipsel darin. Mein Blick gleitet vom Papierkorb hoch zu Jeffs Augen und ich frage ihn stumm, ob das sein Ernst ist. Zur Antwort schwenkt er den Papierkorb hin und her wie ein Pendel.